

chanik aufbauenden Naturwissenschaften. Ähnlich verhält es sich mit Hegel und den Geisteswissenschaften: Hegel hat mit bewundernswertem Scharf- und Tiefsinn zum ersten Mal den Dreiklang Thesis, Antithesis, Synthesis beim Tun des menschlichen Geistes durchgeführt. Dieser Dreiklang ist ebenso sehr durch die Enge wie Weite, durch die Schwäche und Kraft des Menschengeistes bedingt: er schafft ein eng umgrenztes Formalobjekt, erforscht es, sieht aber weiter dessen Unzulänglichkeit ein und überholt es darum in der Antithesis, beider Unzulänglichkeit überholt und ergänzt er in der Synthesis, die wiederum als Thesis den Ausgangspunkt einer neuen Synthesis bildet, und so in immer weiter fortschreitendem Prozeß.

Gerade dieser Vergleich der Philosophie mit Methode und Inhalt der positiven Natur- und Geisteswissenschaften zeigt wohl deutlich die Notwendigkeit, Berechtigung, Zweckdienlichkeit, die Philosophie als die natürliche Erkenntnis von den letzten, tiefsten, allgemeinsten Gründen des natürlichen Seins, in ihrer Eigenart, Selbständigkeit und Unabhängigkeit zu erweisen und in Schutz zu nehmen, sie mit dem größten Systematiker unter allen christlichen Denkern, dem hl. Thomas, scharf von der Theologie und Offenbarung zu trennen. Nur dadurch kann sie ihre Aufgabe, als wissenschaftliche Erkenntnis von den letzten Seins- und Erkenntnisgründen, als Welt- und Lebensanschauung die großen, allgemeinsten, umfassendsten Zusammenhänge der natürlichen Wirklichkeit aufzudecken, erfüllen. Hat sie diese große, dringliche, ideale Aufgabe erfüllt, dann kann der gläubige Denker, der Theologe über dem natürlichen Seinsbereich die übernatürlichen Offenbarungsgegebenheiten sich wölben, von diesen überirdischen Höhen neues Licht auf die natürlichen Unterlagen und Untergründe fallen lassen, die natürliche Aufgabe und Zielrichtung der Vernunftobjekte in die höchste, umfassendste, übernatürliche und gnadenhafte Bestimmung alles Seins einordnen, um andererseits gemäß dem augustinischen *fides quaerens intellectum* die bereits erschlossenen Vernunftwahrheiten für die Durchleuchtung der vom Glauben erfaßten Geheimnisse bzw. Dunkelheiten fruchtbar zu machen. Mithin stehen begriffliche Trennung oder Abstraktion und christliche Existenz oder Persönlichkeit im schönsten, harmonischen Einvernehmen.

Ringen um Gott: Hans Fr. Blunck

Von Erich Przywara S. J.

In zwei Trilogien baut Hans Friedrich Blunck¹ sein Bild des deutschen Menschen auf. Die „Urvätersaga“ ist der Mythos des deutschen Menschen²: „Gewalt über das Feuer“ (1928), „Kampf der Gestirne“ (1926), „Streit mit den Göttern“ (1926). „Dies ist Sage vom Menschen“, hebt

¹ Totentanz (Braunschweig 1915). Hein Hoyer (München 1920). Berend Fock (München 1921). Stelling Rotkinnssohn (München 1923). Der Wanderer (München 1925). Streit mit den Göttern (Jena 1925). Kampf der Gestirne (Jena 1926). Gewalt über das Feuer (Jena 1928). Die Weibsmühle (Jena 1927). Land der Vulkane (Berlin 1929). Volkswende (Bremen 1930). Erwartung (Jena 1930). Rückblick und Ausschau (Chemnitz 1927).

² Urvätersaga (Berlin 1933).

das erste Stück der „Urvätersage“ an, „der aus der Tiefe von Gott gerufen wurde. Sie reicht weiter zurück als unsere erinnernden Worte und beginnt in einer Zeit, als der Mensch das Feuer zähmte, als er sich in Horden über den schwarzen stiergroßen Löwen warf und mit ihm auf seinen Felskarsten kämpfte, als er, wirr und dumpf auf das Morgenlicht wartend, zum ersten Mal den Mund zum Singen öffnete. Dunkel liegt über jenen Tagen. Gott, der von Ewigkeit zu Ewigkeit seine Schöpfung erneuert, schritt über die Gründe. Und er sah die riesischen Mächte der Tiefe Gewalt gewinnen, er sah, daß die Götter, die eingesetzt sind, seine Erde zu gärtnern, hinter Wolken und Winden auf ihren Burgen lagen. Und als der ewige Vater Umschau hielt, wer ihm hülfe, seiner Schöpfung Acker zu bestellen, und als Gott einsam war, erkor er den Menschen, von seinem Geist zu tragen“ (7). Dies wird der Sinn aller drei Gestalten, in denen die „Urvätersage“ sich darstellt: alle drei, Börr der Jäger, Ull der Kämpfer, Weland der Schmied und Flieger, sind verzweifelte Ringer mit den Mächten der Tiefe, sehnend Aufrührerische gegen Gott, versagende Gesellen Gottes, und also reifend in die Klarheit Gottes.

Dieser Kampf mit Gott hat seine Grundzüge („Gewalt über das Feuer“), da der Mensch von Gott die Sprache empfängt. „Börr wußte, wer zu ihm kam. Aber er fürchtete, der Fremde könnte ihn wieder lassen ..., und war darauf versessen, weiter vom Rausch seiner Nähe zu kosten.... Rasend packte er an seine Brust, als möchte er sie aufreißen, hämmerte mit der Faust gegen seinen armen Mund, der noch nichts als die lallenden Namen von Tieren und Nachbarn wußte, und hätte brennen mögen wie der brausende Geist über der Tiefe. Und Gott sah des Menschen Verlangen ... und berührte seinen Mund mit der ausgereckten Hand. Und alles Volk schrie auf, weil jedermann in diesem Augenblick einen schneidenden Schmerz unter der Zunge spürte, weil jeder mit diesem Atemzug schauernd von Gottes Nähe trank und meinte vergehen zu müssen.... Ungeheuer war das Wunder, das zu ihnen gekommen, sie waren einer Seligkeit voll, die bitter und angstvoll war und die sie vom Glück der Tiere aufhob zu seinen in Gnaden beschenkten Kindern. Aber Gottes Nähe lastete auch so glücklich auf ihnen, war so angstweckend und beseligend zugleich ..., sie kamen mit kleinen Wünschen zu Gott, und die meisten fielen unter ihrem Glück in Schlaf, gesättigt und zufrieden“ (48 f.). So versagt auch Börr, da Gott ihn zum Gesellen lädt, mit den Mächten der Tiefe zu kämpfen. „Bist du stark genug gegen die Schrecken der Erde? — ‚Hilf mir kämpfen‘, bat der Jäger.... ‚So folg mir, mein Menschsgesell‘, forderte Gott, und er war gleich einem Krieger anzusehen und stieg mit Börr gegen die Tiefe, die sich vor ihnen öffnete.... Und der Mensch sah, daß er gleich Gott Feuer in den Händen trug, aber er sah, grausiger als die glotzenden Fische seines Traumes, furchtbarer als die schwärzlichen Atem des Höhlengetiers, fern die Schuppenhäupter der drei Fremden widerglühen. Und sein Hirn und sein Leib ward so sehr gepeinigt, daß er aus dem Sinn verlor, warum er diesen Weg geschritten kam: das Brüllen der Höhlen schien ihm furchtbarer als Gottes Ruf gegen die Tiefe.... Beide Arme hob Börr über die Augen und floh vor den

Gründen, klimmend, jagend, rasend in Sturz und Sprung. Und er wußte nicht, wie lange seine Irrfahrt dauerte, bis es ihn mit ungeheurem Gelächter über Gottes Gesell vor der Berge Tor niederschleuderte“ (116 ff.). „Der Jäger Börr, der Gott im Berg verließ, wartete vergeblich auf sein Wunder. Da fürchtete er, daß der Menschen Leben eine müde Qual zwischen den Toden des Tieres bleibe. Und er klagte laut, denn was in ihm aus dem Unendlichen kam, drängte zum Unendlichen zurück“ (124).

Doch eben so führt Gott den Menschen in das Eigentliche. „Es reute ihn nicht, was er Börr versprochen hatte, denn er will das Werk mit den Menschen bauen, das zwischen Tiefe und Jenseits der Gestirne stehen wird... Aber es war Gottes tiefste Liebe, da der Mensch unsterblich ward, sich ihm im Leben nicht mehr zu weihen und zwischen gläubigem Vertrauen und tastendem Wissen den Wind wehen zu lassen... Aber wir wissen, daß seine Gnade am Menschen größer ist, als unsere Klugheit zu messen vermag, und daß seine Liebe ohne Ende über uns und in uns ist, und daß sein Feuer als Licht in unser aller Sinnen steht; dreifach gab er uns von seinem sehnächtigen Geist... Gott schreitet nicht mehr wie einst vor ... (des Menschen) Angesicht. Aber Er ist ewig und unendlich in Höhe und Tiefe und in unserer zu ihm aufjauchzenden Seele“ (134 f.).

Das vollzieht sich in dem Ringen zwischen „Tag“ und „Nacht“, das zwischen Ull und Diuvis („Kampf der Gestirne“) sich begibt und im ahnenden Gespräch zwischen Diuvis und Bra sich vorzeichnet: „Ein Atem ging ein und aus, König“, sprach der, „da begann Sturm und Flucht allen Geschickes.“... „Wer tat jenen ersten Atemzug?“ — „Ich weiß es nicht, König. Es war Dunkel, durch das der erste Atem leuchtete... Und in der Versunkenheit sah ich den Anfang... Der Atem berührte das Gewölbe und war Diu, die leuchtende Höhe.“... „Ist aber nicht das Dunkel älter als das Licht?“... „König, wir alle ziehen dem nach, der sich uns entzog, und wissen von seiner größten Güte in seinem Licht“ (243).

So wird es zuletzt Gestalt in der Weise, wie Weland („Streit mit den Göttern“) mit dem Fluch ringt, der über ihm liegt: da er alles rings um sich vernichtet durch den Atem dieses Fluches, der von ihm ausgeht, aber gerade durch sein Leid rückreift ins Licht. „Wo bist du, Mutter“, drängte er lauter. „Was weist du von meinem Los? Was ist das für ein Leid, dessen ich nicht ledig werde?“ (324) „Der Schmied suchte den Rauchzahn auf, um sich zu heilen. Als er oben war und sich besann, was in der Nacht geschehen war, fühlte er sich seltsam eins mit den Göttern, die mit dem unterirdischen Spuk und mit den Völkern der Drulle, mit kreisenden Bergen und dem Eis unter dem Nordstern in ewigem Kampf liegen. Und er sah die Schönheit ihres Morgens, unter dem sie auffuhren, und sah die gestreiften Lande im Osten, die unter dem Feuerschein der Sonne glühten. Blau wanderte die Höhe — es war, als sei da oben ein Meer verrauscht und ein neues Land breite sich goldüberschienen vor der Sonne bis zur Höhe“ (333). Aber erst, da das „Leid, dessen ich nicht ledig werde“, so über Weland zusammenschlägt, daß er selber sich bei den Menschen „Wehträger“ nennt (363) und sein Leben eine einzige

„büßende Flucht“ (387) wird und die Götter ihn schließlich „in eine wilde Einsamkeit werfen, in der er niemand mehr zu schaden vermag“ (386), da bauen sich ihm aus „tiefer Not“ und „Furcht“ und „Reue“ und „Läuterungswunsch wandernder Büßer“ (386) die stählernen Flügel, denen Sintgunds Liebe zuletzt die „Schwingen“ gibt (399), daß er so die Bedingung seiner Entsühnung erfülle: „über Herrn Wodans Sturmwolken“ sich zu erheben (401). „In dem Augenblick fuhr ein Sturmstoß von Westen auf, zerriß eine der haltenden Ketten, so daß die Schwingen sich schräg in die Luft hoben und am Fels zu zerschellen drohten. Da stemmte der Gewaltige sich jäh mit seinen Knien gegen den Stein, daß auch die andere Kette mitten durch riß und er vom Wind hochgetragen wurde. Er glitt schräg ab, dann hob er die Flügel mit seinen Armen und schlug damit gegen den Westwind. Und obschon Sintgund ihn umklammerte, schwang er sich mit jener Kraft auf, mit der er die Felsblöcke hatte tanzen lassen, hob sich, unirdisch schier, mit dem Sturmwirbel höher und flog, wie ein ungeheures Wunder, mit sausenden Schwingenhieben zu den Wolken hinein. Hindurch und hinüber trieb er, wie ein Vogel, den die Bö packt, atemlos rang er sich aufwärts, schräg stürzend, wieder aufgerichtet, allein aus der ungeheuren Gewalt seiner Sehnen. Da wurde der Nebel über ihm licht, ein ungeheures brausendes Morgenglühen kam und überrann die weiße Tiefe des Gewölks wie auch des Vogels goldene Flügel“ (401).

*

In der zweiten Trilogie „Werdendes Volk“ erscheint dieser Mensch in der „deutschen Geschichte“. Es ist die Historie des deutschen Menschen: Stelling. Die Geschichte eines Verkünders (1924), Hein Hoyer. Die Erhebung eines Soldaten (1922), Berend Fock. Die Mär vom abtrünnigen Schiffer (1923). — Stelling Rotkinnsen (aus dem 9. Jahrhundert)³ wächst im furchtbaren Widerstreit zwischen altheidnischem Sachsentum und christlichem Frankentum in seine Sendung hinein. Auf der einen Seite „die Lehre der Väter, dunkel von der Sehnsucht nach einem letzten Unbekannten durchflutet, ... feierlich mannhaft ... und doch von sinnfrohem Leben erfüllt ...“, die lebensstarke Zuversicht eines Bauernvolkes, das Unerklärtes lebendig machte, Recht schuf, Feste feierte und lachend seine Helden neben die Götter hob ..., zugleich übersinnliches Grübeln und kindliche und rohe Freude an Menschen, die in enger Gemeinschaft schmiedeten und webten und sangen, ackerten und töteten“ (73). Auf der andern Seite aber das Christliche, wie es im Mönch und späteren Erzbischof Ansgar ihm entgegentritt. Zum ersten Mal, da Stelling Ansgar predigen hört: „Während sie sich prüften und der eine mit der Rede langsam innehielt, brach aus ihnen beiden ein Strahl ihres Glaubens hervor. So stark war ihrer beider Herz, sie mußten die Blicke wie Schwerter voreinander sinken lassen“ (166). Zum zweiten Mal, da umgekehrt Ansgar Stelling seine Botschaft verkünden hört: „Der Erzbischof horchte auf. Er hätte mehr hören, er hätte aussteigen und warten mögen, um diesen

³ Stelling Rotkinnsen (München 1924).

anzuhören. Warum kommen wir nicht zusammen, Bruder — dachte er —, ach, unsere Herzen verlangen ja nach einander!“ (281) Aus diesen furchtbaren Zwiespälten reift für Stelling der Weg: „Das God‘ nannte sein Volk einst das unfassbare Wirken. Es war ihm das, was ein Heliand einst würde benennen können. Aber es war auch Sehnsucht und Kraft der Menschen... Der Wind geht flügge über Land, alle Büsche summen sein Lied. Über den weißverwehten Mondhimmel haben sich Wolken erhoben, wuchern wie unendlicher Eschenbaum, schmal, biegsam im Wind, mühsam an den Wurzeln gehalten, die irgendwo im Kreis der Unendlichkeit die Wipfel berühren. „Suchen, was God mit uns will“ (178 f.). So sucht Stelling sehnsüchtig nach dem „neuen Gesetz zwischen Liebe und Schöpfung“ (184): „Ich will nur weisen, daß nicht Kreuz, nicht Birke Wunder sind außer Gottes Atem in ihnen beiden“ (202). Weil „mein Werk Gottes Innensein ist“ (218), weil er „Andacht und Ehrfurcht vor dem Jenseits und vor dem kommenden Diesseits“ (219). „Während der Segen der Bäume mit leisem Schlagen zu Boden fiel, hieß er sie Gott zujubeln, seiner Erde und seinen Sternen, war er ein von der Schöpfung Trunkener, der sich, ein Mensch, dem Überzeitlichen, Jenseitigen entgegenwarf“ (219). „Freude am Wirken ist Er, spürst du sie nicht? Sehnsucht und Güte, kämen die aus meinem einfältigen Fleisch? Sieh, Gottatem in uns und in der Welt ist es ja, was uns mit Glück beschenkt. Also wirke aus ihm und werke für die Kommenden, denen wir den Weg bereiten nach unserer Sehnsucht“ (224). „Stelling war ein langsam Reifender, den die Dinge überraschten... Mitunter klang eine fremde Stimme in ihm an, sah er sich selbst von fern wie einen Blitz gestürzt und erhoben“ (249). „Unendlich‘, rief er aus seiner Leidenschaft, unendlich treibt der Ungenannte seine Wurzeln in die Welt. Wir graben ihnen nach und nennen sie Erkennen, wir lauschen seinem Atem und nennen ihn Wind und Gesang... Dies sage ich euch: Nicht Liebe oder Haß machen die Welt besser, sondern der Durst nach Schöpfung aus uns, der Drang, Mensch über den Menschen zu heben“ (281). „Er war der Bauer, der mit Haar und Blut aus dem Boden wuchs und von der Erde aus seinem übersinnlichen Gottesgesetz nachsuchte, auch gegen seine tiefste Leidenschaft“ (290). So vollendet er sich im Opfer für sein Volk. „Sein Antlitz ist voll vom Glanz seiner Hingabe. Mensch ist er, ein aus seinem Glauben endlos Opferbereiter... „Töte mich und laß mein Volk“, sagte er leise... Einer der Gräflichen ... nimmt seinen Speer und wirft ihn... Und der bricht in die Kniee und sinkt rückwärts, die Arme zum Wald gebreitet, aus dem er aufgestanden ist“ (302). —

In Hein Hoyer⁴, dem Hamburger Feldhauptmann aus dem 15. Jahrhundert, erscheint das Gott-Suchen Aug in Aug zum schwelenden Schwärmertum: Zucht der Freiheit gegen Dämonie der Freiheit: da Klaas Wessel, das Haupt der „Brüder“, ursprünglich Hein Hoyers Gesell ist, und Avelke Wichert, die innerlich zu Hein Hoyer gehört, zeitweilig gegen Hoyer mit Wessel zieht. Der Kampf kündigt sich an bei Hoyers

⁴ Hein Hoyer (München 1922).

erstem Ritt mit der kindlichen Avelke: „Die Heide um sie her hub an zu beben, und die Hügel ringsum waren wie große dunkle Katzen, die sich im Kreis krümmten und eine drohende Ringmauer entlangstrichen, fauchend über die milchigen Nebelseen sprangen und auf die Blicke der Menschen lauerten, die sich mitten in der Heide fingen, als suchten sie jeder ein Rätsel im andern“ (10). Aber ebenso zeichnet sich früh der Ausblick, da Hoyer die Verzweiflung am Leben gegen Avelke austobt: „Was reiten wir weltein, weltaus um Gerechtigkeit? Sieh ... die grauen Seelen, die zeitlos auf dem Wasser stehen und schweigend auf ein Unbekanntes warten, wenn keine Sonne mehr scheint. Was wissen die vom Ruhm der Gerechten? — ‚Warum spricht Ihr vom Tod?‘ klagte sie. ‚Weil mein Herz keine Wurzeln schlagen darf um meiner Ungestalt willen, weil ich vor mir Abscheu habe, weil ein Werwolf in mir wohnt, der mich von Erde zu Erde jagt...‘ Avelke lächelte. ‚Hört‘, sagte sie und wurde blutrot. ‚Ist es nicht oft ein Glück, Leid zu lieben?‘“ (86). So wirbt auf der einen Seite das unbegreifliche Licht um die Seele Hein Hoyers, wie im Gespräch mit Tunderstede. „Er sucht etwas im Dämmern, das er nicht begreifen kann und das doch allen Dingen Leben gibt, sucht es in den Steinen am Boden, die plötzlich Gestalt und Licht und Bewegung bekommen, in den Häusern, die Augen tragen, ganz dunkle Augen, die sich nach einem fernen Takt wiegen und ihre braunen Füße vom Boden heben wollen. Sucht es im Himmel, der nächtlich heller und heller zu kreisen beginnt und den Tag der Erde um eine geheimnisvolle Achse windet. ‚Wer bist du?‘ fragt er und fürchtet sich. ‚Was sinnt ihr, Hoyer?‘ — ‚Sprich!‘ sagt der, ‚wozu ist Gott, wenn er die Erde nicht heilt?‘ — ‚Gott ist in dir, du sollst die Erde heilen!‘ — ‚So ist Gott das Feuer?‘ — ‚Gott ist die Freude. Hast du nie Freude über die Erde gebracht?‘“ (30 f.) Auf der andern Seite aber lockt das unheimliche Feuer Klaas Wessels. „Der Sturm drang überschwenglich auf Hoyer ein; ihm war, als kämen dunkle Gewalten, schrieten mit ihm und rüttelten an seinen Armen. Wissen wir, dachte er, ob nicht aus uns allen eines Tages ein Spuk hervorbricht? Das Unbändige läßt uns nicht ruhen, bis es Feuer oder Eis aus uns schuf. Aber die grüne Erde bleibt uns versagt“ (113). „Hoyer suchte drohend Wessels Stirn. ‚Du, und deinesgleichen, ihr seid der Schatten, der hinter unsern guten Taten steht.‘ — ‚Der Widerhall, meint Ihr?‘ — ‚Nein, der Spuk, der rätselhafte Spuk, der sie zerstört.‘ — ‚Rätsel sind kommende Götter!‘“ (131.) Hoyer hatte einst gegen Tunderstedes Mahnung gerufen: „Wie soll ich Freude lehren, wo Gott die Unrast des Schaffens ist?“ (57.) Das wird entfesselte Flamme in Wessels Schwärmer-Predigt: „Es ist nur ein Weg, um zur seligen Armut der Ewigkeit zu gelangen. Denn alles Gut hält uns lästernd an die Erde und alle Zucht ist Verleugnen ihres Willens. Und wenn aus allen Mauern Flammen aufbrechen und mit roter Brust durch die Straßen fegen, der erste März, der über die Leere bricht, wird den schimmernden Samen wecken“ (172). Eben darum kommt aber auch Hoyer zur Reife, da er gegen diese Entfesselung die Stadt schützen muß. Im Gespräch mit Esturny erneuerte er selber die Worte Tunderstedes. „Ihr habt Kummer, Freund? — ‚Zweifel, Freund,

und Menschenfurcht! — ,Seht den Himmel an, ist der nicht voller Glauben? — ,Warum ist der Himmel blau, warum nicht rot, wie unser Blut, das doch auch von der Sonne verbrannt ist? — ,Wer begreift die Ewigkeit, Freund? Freuen wir uns an ihren Gebärden! — ,Wir sind zu arm, sie zu erkennen! Hoyer fährt ihn an, mit ganzer Seele stößt er den Gedanken nieder. ,Splitter der Göttlichkeit sind wir, also ihrer teilhaftig. Arm ist nur, wer sich selbst aufgibt!“ (214 f.) Und im Maße, als Hoyer aus der eigenen Qual zu diesem Blau des Himmels genest, geht auch von ihm Kraft aus, Avelke von Wessel zu lösen. Es kommt die Stunde, wo sie wieder zusammenreiten wie das erste Mal. „Aus einer mattsilbernen Mondwolke wächst ein doppeltes Leuchten, unter Schleiern zwei Gestirne mit einer kreisrunden Furche aus Licht rundherum... Hein Hoyer aber reitet und reitet, alle Erinnerungen, Brücken in sein vergangenes Menschentum zerfallen, nur die Stunde ist lebendig, inbrünstig süß wie der Sturm seiner Liebe“ (274 f.). „Und Hein Hoyer ward der Sturm der Hanse... Stärker aber als sein Schwert war sein Kampf um den Geist, der aus den Städten brach. Stärker als sein Geist war die Liebe, die er trug und die ihn umfing, die gesät ist im Urgrund der Zeiten zum Berg über der Erde zu werden“ (287). —

Die „Mär“ von Berend Fock (aus dem 17. Jahrhundert)⁵ öffnet endlich vollends das Gesicht des verzweifelten und sehnächtigen Kampfes um Gott: „der Menschen bitterst Leidender, aber Gott näher“ (206). „Seine Züge trugen eine hemmungslose Verwegenheit, kühn, trotz ihrer verwitterten Weiße, aber gespenstisch entstellt durch die beiden Augenlider, die wie verkohlt unter der Stirn lagen“ (7). Tiefer als aller Kampf zwischen Mensch und Mensch und Völkern und Völkern liegt für ihn der eine Kampf des Menschen mit Gott: „Was spielt ihr mit wechselnden Gesetzen? ... Ruft den Menschen erst, mit Gott zu rechten, ehe ihr euern Tand zwischen den Völkern austragt“ (9). „Seine Gedanken fuhren wie einst Gott zum Trotz in hundert Tagen nach Indien, wollten heut Gott zum Trotz die Rückkehr in seine Heimat zwingen... Wer war Gott, der ihn hinderte? Er hatte rund um die Erde nach seinem Antlitz gesucht und hatte ihn nicht gefunden. Wer war Gott? Einer, dessen Auge hierhin und dorthin irrt, um seine Rache nicht zu verlieren. Einer, der ihn verflucht hatte, ohne ihn zu hören, und der noch kein Wort gefunden hatte, ihm, Berend Fock, Rede zu stehen, sooft er ihn gerufen hatte. Wer war Gott, wo war sein Antlitz, daß er mit ihm rechte?“ (16). „Rechte mit mir, aber laß mich antworten; ringe mit mir, aber zeig dich von Antlitz zu Antlitz... Sag mir, warum du dich verbirgst, da ich ohne Maske vor dir stehe! Wo bist du, Gott? Ich suche dich!“ (21). „Es ist wohl wahr..., daß Berend Fock ... ein hoffärtiger Mann, ein Grübler mit den Stürmen gewesen ist... Aber in seines Herzens Tiefstem ist Berend Focks Hoffart gepaart gewesen mit der Sehnsucht, Gottes, des Unbekannten Antlitz zu schauen, den zu sehen, der dieser Erde und aller Wesen unergründliche Furcht und Liebe ist“ (23). So bekennt er es gegenüber dem Iman, der

⁵ Berend Fock (München 1923).

wie er nach Gott sucht. „Sieh, wie Gott sein eigenes Werk schaukelt und zu Toren macht. Warum tut er das? Sag mir, was weißt du von Gottes Launen?“ — „Ich sah ihn nie.“ — „...Du warst stärker als ich, du mußt von Gott wissen.“ — „Ich weiß nur von Gottes Verfolgung.“ Der Schiffer sah sehnsüchtig zum Berg hinauf, als möchte er seine Abhänge überklettern. „Aber was weißt du von ihm, Iman?“ fragte er gläubig. „Du überlistetest ihn.“ — „Fremder“, sagte der und hielt mühsam an sich. „Wir wollen zusammen tragen, was wir wissen, vielleicht, daß wir zum Schauen höher stehen.“ — „Das will ich tun, ich habe auch über vieles mit ihm zu rechten.“ — „Sag mir, auf welches Wort er dir hilft.“ Fock schüttelte den Kopf. „Ich weiß es nicht.“ Der Araber glaubte ihm nicht. „Ich werde dich mit den andern verkaufen, wenn du taub bist“, knurrte er. „Ich werde dich ans Kreuz schlagen, wenn du stumm bist, von deinem Gott zu sprechen.“ — „So bist du arm wie ich“, murrte Fock, „und dürstest mit uns allen nach seinem Antlitz?““ (33 f.) So groß wird dieses Dürsten, daß der Dürstende in der Absolutheit dieses Durstes den Hauch des Absoluten selber zu spüren beginnt: das Geheimnis eines Durstes Gottes selber. „Im Kampf gegen die Qual der Nächte, gegen die Müde, die keinen Schlummer fand, quoll mitten im Haß das Mitleid mit jenem in ihm auf, neben dem er zu ringen meinte, der ihn noch ruhloser dünkete, von allen gefürchtet, umworben und verleugnet... Dann neigte Berend Fock das Haupt in die kohlschwarzen Fäuste. „Bist Du einsam, Gott?““ (61.) Aber alles Suchen und Ahnen verfällt immer wieder in die Magie, Gott greifen zu wollen. „Er rief Gott und klomm mit der Sonne auf alle Zacken, wollte wie ein Riese die Wand zwischen sich und der Allmacht vor seinem Atem auflösen... Wenn der Abend kam und der rasende Hunger ihn zurücktrieb, waren seine Lider unerlöst und ohne Schlaf wie zuvor, war Gott ihm fern wie seit seinem ersten Tag“ (95). „Ich weiß nur, daß wir ohne Ziel sind, daß wir neue Tiere aus Tieren ziehen, daß wir Eisen aus den Wunden der Erde graben, ihre Wunden tiefer zu schneiden, daß wir den Unbeseelten ihre Geheimnisse ablauschen und doch nicht zum Himmel fahren. Wir sind ohne Ziel, wir wissen nicht, auf welchem Wege wir folgen sollen. Wo ist Gott, daß wir mit ihm beraten, in Freundschaft, Liebe, Sehnsucht, Erkenntnis, wie du und ich?“ (247 f.)

Der Iman hatte ihm die Frau als Weg gewiesen: „Sieh, Weibes Seele wächst aus Gottes Fußstapfen!“ (30.) Und er findet schließlich Imme, von deren „Lied ... und seinem Wunder“ er alles erhofft. Aber sie kennt nur ein „zu Gott singen“, während er ein „Gott zu uns nieder singen“ fordert (192 f.) und darum schließlich Immes „Morgenlied für Gott“ (192) mit seinem wilden Fordern übertönt. „Der Morgen blieb lautlos, ohne Schrei und Antlitz. Der Ohnerust war einsam vor seinem Herrn. Das Lied Frau Immes erstarb an seiner Trauer“ (195). So wird es das wachsende Sich-Verfremden. Imme verfällt in die Magie, Gott mit ihrer Liebe zu verdecken: „ihr Leib reckte sich dem Verwunschenen entgegen, hingebend, froh, daß sie ihn vom Kampf gegen Gott entfremdete“ (263). Fock aber muß eben darum noch einmal fort in seine Wanderschaft, Imme lassend: „Er fragte nicht, ob sie aus Höhe oder Tiefe kam, ob sie ihm Tod oder

Erlösung oder ein Aufenthalt seines Fluchs gewesen wäre. Er wußte nur, er folgte seiner Unrast und seinere größten Liebe, da er sie zum andern Mal verließ“ (265). Doch als er wiederkehrt, „nach unfäßlichen Wegen über Meer und Erde“ als „ein armer Schächer, der sein sehnstüchtiges Stillesein suchte“ (304), findet er Imme als tragende Mutter seines Kindes. „Nach gespenstischer Fahrt war der Ohnerust zur festen Erde gekommen, überirdisch Gott suchend, zum Menschen verloren, dem Frieden nah, Teil jener Welt, die Gott schuf, ihm zu trotzen, daß er sich an ihr vollende. Bis zu den Überirdischen hatte Berend Fock sich erhoben, hatte sich zu Gottes Geäst aufschleudern wollen und wartete nun aller Weisheit Ende bei einem armen Weib demütig auf den unbekannten Weg, der jenseits des letzten Hügels lag. Er sah wieder den Bauer, sein Weib und sein Kind, die ihn aus dem Vorland geleitet hatten. Jetzt war seines Lebens Ende das Glück ihres Anfangs“ (306). An seinem kommenden Kind lernt er nicht nur für sich selbst, alles titanische Greifen in die Demut des Menschlichen zu geben, sondern auch das kommende Geschlecht still in diesen Weg der Schmerzen zu überlassen. „Demütig folgten seine Gedanken dem mütterlichen Werden. Wandern? Er wußte nicht wohin, nicht ein einziger Wunsch drängte ihn, nicht eine Furcht vor dem Tod“ (307 f.). „Aus seinem Samen stieg eine neue Jugend, den ewigen Kampf der Menschheit zu führen, trotzend als Mann, ergeben im Alter, auf den Wegen des Unendlichen wandernd, — wohin, wohin?“ (312 Schluß.)

*

So ist dieses wandernde Suchen, je immer mehr, ins Unendliche, das Innerste des deutschen Menschen und jenes Innerste, in dem Gott als der „je mehr Innere“ (Augustinus, *De Gen. ad litt.* VIII 26, 48) als das letzte Geheimnis sich kündigt: „denn Er ist kein Feiernder, drängend gleich Ihm selbst will Er den Menschen, den Er Sich erwählt hat, und die Sterne sind noch nicht Sein letztes Ziel“ (Urvätersaga 129). Gott will das je neue Über-sich-hinaus des Menschen: „es gefiel Gott, daß Börre nicht für sich bat, sondern für alle. Denn die Liebe ist seines Feuers dunkler Kern“ (ebd. 130). Dieses Über-sich-hinaus aber geschieht im Zwischen von Gott und Erde: „Auftrag zwischen Gott und Volk, Gott, von dem du sein Feuer empfindest, und deren Wesen du zum Fruchttragen hast“ (Volks- wende 528). Und eben darum geschieht es auch zwischen Hell und Dunkel: „Ist es schöner, dieses Leben klar oder dunkel zu schreiten?“ — „Messen Sie nicht.... Gott schickt uns Hell oder Dunkel in den Weg, wie will man gerecht sein, wenn man den hellen fand?“ (Weibsmühle 84.) Ja, es wird gerade zu einer Art Betonung des Dunkel: „Furcht vor dem Leid ... ist das Trostloseste, weil jedes Leid die Freude birgt, die es gebären wird“ (Volks- wende 331). Ja, sogar das Kämpfen gegen Gott öffnet ein heiligeres Gesicht. „Ich bin ich selbst, dachte er trotzig, ich muß mich gegen Ihn wehren, ich will mir schon meine eigenen Brücken suchen! Er schalt sich undankbar und fühlte doch: er machte oft stärker, dieser Trieb ins Dunkle, der ohne Führer suchen will“ (Weibsmühle 207).

Es ist eine Seele, durch deren hellste Stunden immer wieder ein einsamer Schatten fällt:

„... wo ich mir Freuden vom Leben raffte,
war einer, der mit mir quälend schaffte, —
ein Träumer, ein Grübler, ein Narr im Herrn,
ohn' Raum und Ruh.“ (Wanderer 9.)

Es ist ein Wandernder, der in der Wildheit seines Wanderns Gott selber sich als Wanderer träumt, der ihn also als Sein Ebenbild schuf:

„Der suchende Wanderer, der, Gott benannt,
all Höllen und Höhen durchpulst' und umspannt',
der Unstäte, der die Welt erschuf
und sie durchflutet...
.....

Als er so rasend die Welt durchrang,
suchend sein Bild ein Wesen dang:
ein Antlitz, das mit suchenden Augen
nach seinen Quellen im Ewigen schachtet',
Gott anbetet' und Gott verachtet', —
das schien ihm gut als Gleichnis zu taugen.
Er nahm den Menschen in seine Hand.“ (Wanderer 31.)

Es ist der Mensch „sehnsuchtdurchwühlt und stark, unbändig“, aber ebenso doch auch der Störer und Zerstörer in der Welt Gottes:

„... als der Wanderer vom Werk ruht',
hub er die Arme unbehändig,
begann nach eigenem Maß und Dünken
sich irden seine Welt zu schminken.
Als Gott in seinen Spiegel blickt',
hatt' jener die Welt getüncht, zerpfückt,
suchend zum Urall nach dem Geist,
aus dem er rätselnd aufkreist.“ (Ebd.)

Es ist der Mensch also, über dessen noch so großes Fehlen jeweils größer ist die Offenbarung des „immer größeren Gottes“ (Augustinus, In Ps. 62, 16):

„Gott sah den Spiegel und brach ihn nicht,
der Mensch sah ihn zürnen, verzagte nicht.
Bruder und Bildner unvergänglich
im Sehnen Gottes überschwinglich
blieb er der Spiegel.“ (Ebd.)

Es ist der Mensch darum, der ins (ebenso augustinische) „Suchen zum Finden, und Finden zum Suchen“ gestellt ist (In Ioh. tract. 63, 1):

„Immer liegt unser Traum im Unerfüllten,
immer ist der Wille höher als die kühnste Tat,
immer ist das Jenseits die große befreiende Einsamkeit
hinter dem Leben, und nimmermehr
dulden wir die Sättigung des Tags.“ (Erwartung 63.)

Es ist der Mensch, dessen Dank gegen Gott eben dieses Erblinden in Seine Unermeßlichkeit ist, „Finden zum Suchen, weil Er unermeßlich ist“ (Augustinus, In Ioh. tract. 63, 1):

„...danken wir Gott, meine Brüder,
daß unsre Träume nimmermehr Wahrheit werden,
daß unsre Augen blind, eh sich das Sehnen erfüllt.“ (Ebd.)

Eben so aber wird es der Mensch, der sein leidenschaftliches Reißen an den Schleiern Gottes verzichten muß „zum Dienen allein“ (Wanderer 9):

„Dunkel wird, was du zwingend überschreitest,
Gott will dies Leben, bis er, dich erraffend,
dich sparend braucht, am neuen Garten schaffend.
Warte des Tages, den du nicht bereitest.“ (Erwartung 103.)

Es wird der Mensch gewiß der „leeren Hände“, weil alles im Dienst nur hindurchrinnt:

„Einst fragt man dich, wo dir der Acker lag,
ob deines Herzens Quellaut fruchtbar ward,
hüte dich, hüte die leeren Hände dann,
durch die das Leben wie ein Wasser rann.“ (Erwartung 95.)

Doch ebenso ist es auch der Mensch der „Musik“ des Dienens:

„Sind wir doch alle
Soldaten des Lebens,
des kühnen Erhebens
nach Gottes Musik
.....
Gott nachzuschreiten,
der bergan stieg
.....
Singe im Schaffen,
bergan dein Blick!“ (Erwartung 5.)

Das Bild Hamburgs richtet sich damit zum Symbol:

„Immer gebietend, im heimlichen Dienen groß
.....
Größeres heischend, wo Großes die Menschheit schuf
.....
Alle Gezeiten atmete deine Seele,
.....
Schöpfrin zu Gottes Lust im Arbeitsgewand,
.....
Herrin der Türme, die über der Tiefe grünen,
groß im Gebieten, du Stadt, gewaltig im Dienen.“
(Erwartung 72 f.)

Aber der Hintergrund ist „Friesland“,

„überlagert wie von Wolken,
die, als sie übers Flachland strichen, dunkel
zu Hügeln wurden und gebunden ruhen.
Nun stehen sie erstarrt, erscheint ihr Leben
als festgewurzelt Aberbild der Höhe;
der Wind, die regenschweren Wolken jagend,
meint noch, er könnt' sie neu zum Himmel heben.“

(Erwartung 75.)

Es ist die eine große Einsamkeit, die bleibt:

„die letzten Stufen,
wenn der Name gerufen,
schreitet jeder allein.“

(Erwartung 57.)

Denn das Leben dieses Menschen liegt zwischen jenem doppelten Ins-Unendliche, das Kord Gehrken's Leben (im „Totentanz“) umgrenzt. Am Eingang als Sturm gegen Gott: „Wenn draußen an der Elbe Springflut war und der Sturm fuhr, wuchsen seine Gedanken zum Übersinnlichen, als trüge der Wind sie ihm zu oder als wühlte er sein Blut auf zu Gischt und Wogengang“ (32). Am Ausgang als Überfluten des je immer größeren Gottes: „Der Himmel schien sich weiter zu spannen, immer weiter und höher, bis ins Unendliche. Die Kimmung zitterte, als wollte sie sich erheben und weite, zeitlose Fernen zeigen“ (345). „Immer bleibt zuletzt, wie am Anfang, der ewige Vater, das ist Schöpfer, dessen Gefäß ich bin. Und in fröhlicher Schau viele gute und schlechte Knechte neben ihm — oder Engel oder Heilige oder Geister ..., bis hinab zu uns zeitweilig erdenlebenden Wesen, hinab zu den beseelten Bäumen und Gräsern“ (Rückblick usw. 14). „Zuletzt ist alle gewußte Deutung des Lebens nur Einschränkung, wenn sie uns nicht dazu bringt, wieder in ein göttliches Gefühl als erstes aller Dinge gläubig zu werden“ (ebd. 13). So heißt Leben: „Der unendlichen Wanderung Gottes über die Erde zu folgen“ (ebd. 14), da „der liebe Gott uns als gute Gesellen wachsen und reifen läßt, um seines Geistes Diener auf und über Erden zu finden“ (ebd. 15). Gegen „eine Geschichtsphilosophie, welche die Entwicklung des Menschengeschlechtes von jugendlicher Gottesnähe zu greisenhafter Gottesferne führt“, tritt das „Ich glaube an die innere Verjüngung jener Gottesnähe, die zwischen Tier und Blume von Stunde zu Stunde meinem Sinn fühlbar, auf mich eindringt“ (ebd. 11). „Unübersehbar scheinen mir ringsum die strengen, launigen und gewichtigen Lose der Menschen“ (20), und in der Sicht dieser je neu quellenden Unübersehbarkeit wird es ein je neu junges Bekennen und Spüren und Wissen: ich „bekenne mich zu den Mensch und Werk hoffend Bejahenden“ (20); „ich spüre aus mir wie aus Tausenden neben mir den dem Bruder tief versöhnlichen, die Welt freudig bejahenden, Gott in allem Schauen grüßenden Blick“ (20 f.); „ich weiß, daß das Glück des Bewußtseins von Gottes Nähe, von seinem unsterblichen Drang in uns aus seinem Wesen selbst gerät“ (21). „So

kommen wir ... zutiefst der Gotteskindschaft nahe ..., sind nach Seinem Willen wie aus unserem Wesen zuerst auf Gott gerichtet und verehren und suchen sinnbildlich froh an tausend Dingen und sehnüchtig in unserer Seele die Brücke zu Seiner Herrlichkeit" (21), weil das, „was wir Glauben nennen, das erste Vermögen eines aufflackernden Sinnes ist, Gott selbst zu schauen ..., gleich wie es ... einst gegeben sein wird, von dieser Erde zu den Sternen zu fahren" (15).

*

Deutlich erscheint mithin, einerseits, in den Zügen dieses Bildes echt Augustinisches: die Unruhe des Suchens, das in seinem „Werden ins Unendliche“ je immer neu sich entzündet an Gottes Unendlichem Sein: „daß Er zu finden gesucht werde, verborgen ist Er; daß Er gefunden gesucht werde, unermesslich ist Er“ (Augustinus, In Ioh. tract. 63, 1). Deutlich bricht ebenso echter Geist Thomas von Aquins durch: das Ja zu Schöpfung und Schaffen. Wie gerade bei Thomas durch alles Wogen zwischen Erbsünde und Erlösung majestätischer die großen Linien der Schöpfungs-Ordnung heraustreten: die „Ordnung der Teile des All zueinander“ als bestehend „durch die Ordnung des ganzen All zu Gott“ (De pot. q. 7, a. 9 corp.). Wie darum das in der Spannung seiner inneren Gegensätze zu sich selbst einige All nicht nur die „vollkommene Repräsentation der Göttlichen Güte“ ist (De spir. creat. a. 8 ad 17), sondern dies so sehr, daß „Gott das All der Geschöpfe will um seiner (des All) selbst willen, wenngleich Er es auch um Seiner (Gottes) selbst wegen will“ (De pot. q. 5, a. 4 corp.): „darum sagt es dasselbe: daß Gott alles Seiner Selbst willen schuf ..., und daß Er Geschöpfe schuf um ihres Seins willen“ (ebd.). Wie darum Gott als Schöpfer darin am meisten Sich offenbart, daß Er Seinem Geschöpfe selber das Schöpfertum verleiht: „Gott ähnlich zu werden nicht nur im Sein, sondern auch im Wirken“ (De pot. q. 3, a. 7 corp.), als wahre ursprung-gebende „Ur-Sachen“ (De Ver. q. 11, a. 1 corp.), „strömend Vollkommenheit den andern“ (ebd. q. 9, a. 2 corp.), wahre „Vorsehung üübend“ (ebd. q. 5, a. 5 corp.), und dies gerade als „adeligste Weise der Nachahmung Gottes“ (ebd. q. 9, a. 2 corp.). — Andererseits ist ebenso unverkennbar, wie im Bild, das Blunck zeichnet, der zweifache geschichtliche deutsche Aufstand gegen einen überweltlichen Gott und einen innerweltlichen Gott der Kirche seine letzten Linien zieht. Es ist der Aufstand der „Natur“ gegen eine Göttliche Majestät über der Natur: wie das heidnisch Naturhafte einzig einen innerweltlichen Gott duldete: die Göttlichkeit des Rhythmus seines eigenen Lebens. Es ist der Aufstand der „Gerechtigkeit“ gegen eine Repräsentation Gottes im „Ärgeris der Kirche“: wie das Reformatorische das innerweltlich Göttliche der Kirche austrieb, um der Reinheit des eigenen religiösen Ringens willen. Denn die „Urvätersaga“ will nur einen ringenden Gott kennen, den „Stelling, der Verkünder“, dann als das letzte Geheimnisvolle der Natur kündet. Und „Hein Hoyer“ wie „Berend Fock“ flammen unverkennbar in den Glutten der Reformation. Aber eben da in der Welt Bluncks der Aufstand des heidnisch Naturhaften wie des christlich Reformatorischen zu Einer

Gewalt vollendend ausbrechen, schlagen sie entscheidender zu ihrer Überwindung zusammen: da das heidnisch Naturhafte gegen das Reformatorische den „innerweltlichen Gott“ wiederherstellt und das Reformatorische gegen das heidnisch Naturhafte den „überweltlichen Gott“ betont. So kommt es dazu, daß gerade der feierliche Epilog der „Urvätersaga“ die katholische Formel des „Gott über uns und in uns“ erneuert: „Wir wissen..., daß Seine Liebe ohne Ende über uns und in uns ist“ (134 f.). Da das „Ringens um Gott“ zu Einer lodernden Flamme wird, verlodern alle Aufstände zum je größeren Lodern der Einen Wahrheit: „Er ist ewig und unendlich in Höhe und Tiefe und in unserer zu Ihm aufjauchzenden Seele“ (ebd.).

Die Vatikanische Sternwarte

Von D. Wattenberg

Die Vatikanische Sternwarte hat an der Entwicklung der astronomischen Wissenschaft einen so regen und großen Anteil genommen, daß es dienlich erscheint, einmal die wenig bekannte geschichtliche Vergangenheit und die gegenwärtigen Aufgaben des Instituts hervorzuheben.

Über die ersten Anfänge einer astronomischen Betätigung im Vatikan selbst ist nur wenig in Erfahrung zu bringen¹. Das Interesse der Päpste an der praktischen Sternkunde erwachte wahrscheinlich erst ernstlich, als eine Reform des Julianischen Kalenders immer dringender wurde. Zu diesem Zweck berief Papst Sixtus IV. um das Jahr 1476 den damals berühmtesten abendländischen Astronomen Johannes Müller (1436—1476)² nach Rom, wo dieser aber schon kurz hernach starb, ohne seinen Aufgaben genügt zu haben. Später finden wir den Dominikaner Pellegrino Dante (1537—1586)³ in Rom, um beim Papst Gregor XIII. die Kalenderreform endlich durchzusetzen. Auf der Terrasse des Gregorianischen „Turms der Winde“ entwarf Dante eine Meridianlinie und führte so mit Hilfe eines Gnomons und einer entsprechenden Darstellung des Sonnenlaufs dem Papste vor Augen, wie weit sich eigentlich seit dem Konzil zu Nicäa (325 n. Chr.) die Tag- und Nachtgleiche, also der wahre astronomische Frühlingsanfang, vom kalendarischen Frühlingsanfang (21. März) verschoben hatte; denn die astronomische Tag- und Nachtgleiche fiel Ende des 16. Jahrhunderts bereits auf den 11. März. Der „Dantesche Meridian“ hat sich im Vatikan bis auf den heutigen Tag an seinem ursprünglichen

¹ Ein Teil der älteren historischen Daten dieses Aufsatzes ist, wo nicht andere Quellen angeführt werden, einer Aufsatzreihe von P. Dr. Johann Stein S. J., Kiekjes van de Vatikaansche Sterrewacht, in der nur schwer zugänglichen holländischen Zeitschrift „Nieuw Nederland“ Nr. 3—14 (1924) entnommen. Wegen biographischer Einzelheiten sei auf J. C. Poggendorffs „Biographisch-Literarisches Handwörterbuch zur Geschichte der exakten Wissenschaften“, Band 1—5 (1863—1926), sowie auf dort vermerkte Quellen verwiesen.

² Vgl. E. Zinner, Die fränkische Sternkunde, in: XXVII. Bericht der Naturforschenden Gesellschaft zu Bamberg (1934) 7.

³ Dantes Klostername war Egnacio Danti.